

Die Not des weiblichen Proletariates

Autor(en): **Schaffner, M.T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **6 (1912)**

Heft 5

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-132749>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Not des weiblichen Proletariates.*)

Von der Not der Proletarierinnen darf ich heute zu Ihnen reden, von der Not des weiblichen Proletariates, das schwere Lasten zu tragen hat an Mühe und Arbeit, Kummer und Sorge, Armut und Elend. Natürlich kann es sich nicht darum handeln, Einzelschicksale ganz besonders bedrängter armer Frauen Ihnen zu schildern und aus den gegebenen Beispielen Schlüsse zu ziehen und künstlich eine Regel zu konstruieren, sondern nur darum, die typische Not Ihnen vorzuführen, die jedem Proletarierleben ihren Stempel aufdrückt, die aber vor allem schwer auf den Frauen, auf den Proletarierinnen lastet. Düstere Bilder sind es, die ich Ihnen zu zeigen habe, und ich werde sie Ihnen kaum dunkel genug vormalen können, doch soll es mir dann auch vergönnt sein, in ihre tiefsten Schatten einige helle Hoffnungslichter strahlen zu lassen.

Bevor wir auf das eigentliche Thema eintreten, haben wir uns darüber zu verständigen, was wir unter Proletariat verstehen und verstehen wollen. In seiner Monographie: „Das Proletariat“ gibt Professor Werner Sombart folgende Definition: „Proletariat nennen wir diejenige Klassen in unsern modernen Gesellschaften, die aus den besitzlosen Lohnarbeitern besteht, das heißt also aus denjenigen Bevölkerungselementen, die (weil sie keine Mittel haben, um sich wirtschaftlich selbständig zu machen) genötigt sind, auf dem Wege des freien Lohnvertrages ihre Arbeitskraft gegen Entgelt einem kapitalistischen Unternehmer zeitweilig zur Nutzung zu überlassen.“

Diese Definition spricht das aus, was auch wir unter dem Sammelnamen Proletariat verstehen; wollen wir die Deutung dieses Begriffes in einen kurzen Satz prägen, so können wir sagen: Proletariat heißt die besitzlose Lohnarbeiterschaft.

Sombart versucht es, zahlenmäßig nachzuweisen, welchen Prozentsatz die „proletarischen und proletaroiden Existenzen“ in der Gesamtbevölkerung Deutschlands bilden; er kommt dabei auf 67,5%, also auf etwas über Zweidrittel. Auch wenn wir seine Berechnung für approximativ richtig anzunehmen geneigt sind, dürfen wir daraus keine allgemein gültige Formel folgern wollen, dürfen nicht etwa behaupten, das Proletariat bildet 67,5% der Bevölkerung eines Landes, also gehören von den 3,765,000 Einwohnern der Schweiz 2,541,000 zum Proletariat. Soviel aber ist sicher, das Proletariat ist nicht eine kleine Gesellschaftsklasse, deren mißliche Verhältnisse und Umstände für die Gesamtbevölkerung keine oder nur kleine Bedeutung haben, sondern es bildet mit seinen verschiedenen Abstufungen die große Masse des Volkes, die große Masse auch unseres Schweizervolkes, und von seinem Wohl und Wehe hängt das Gesamtwohl ab.

*) Vortrag, gehalten an der religiös-sozialen Konferenz in St. Gallen (1912).

Wenn wir von der besitzlosen Lohnarbeiterschaft reden, also vom Proletariat, so ist das Wort Arbeiter darin in einem weiteren Sinne gebraucht, als wir es sonst anzuwenden gewöhnt sind, es bezeichnet hier nicht die manuelle Tätigkeit der dem Proletariat zugezählten, sondern ihr Abhängigkeitsverhältnis zu einem Betriebsinhaber; in diesem Sinne ist auch der kargbesoldete Schreiber, der gering bezahlte Unterbeamte ein Proletarier, in diesem Sinne gehören auch Verkäuferinnen und Büroalistinnen zu den Proletarierinnen, sobald der Lohn, von dem sie leben müssen, für ihre Bedürfnisse nicht ausreicht. Eigentlich wäre es hier am Platz, Ihnen von der historischen Entwicklung des Proletariates zu reden und Ihnen zu zeigen, in welcher enger Wechselbeziehung Kapitalismus und Proletariat zu einander stehen, wie das Anschwellen des einen ein entsprechendes Anwachsen des anderen bedingt, doch es würde zu weit führen und wäre zudem für mich Dilettanten ein gewagtes Unternehmen. Begnügen wir uns deshalb damit, zu konstatieren, daß unter dem heutigen Wirtschaftssystem große Massen des Volkes gezwungen sind, ein proletarisches Leben zu führen, und daß die wachsende Proletarisierung immer weitere Kreise zieht.

Nicht nur unter äußerer materieller Not, unter dem Mangel der notwendigsten Lebensbedürfnisse leidet dieses Proletariat, sondern es leidet auch unter innerer, geistiger und seelischer, unter sittlicher und unter religiöser Not. Ein Gang durch die verschiedenen Altersstufen des Proletariates wird uns zeigen, in welchen Lebensaltern die eine oder die andere Not dominiert, und wie von allen diesen Nöten die Mädchen und Frauen am meisten bedrängt werden. Von der religiösen Not im besondern Ihnen zu reden, dazu fühle ich mich nicht kompetent; ich hoffe aber, es werden in einer nachfolgenden Diskussion berufenerer Zeugen sich darüber vernehmen lassen.

Wenn ein junger Erdenbürger in einer Proletarierfamilie seinen Einzug hält, hat er oft schon in seinen ersten Lebenswochen einen harten Kampf zu führen gegen zahlreiche Feinde, die sein junges Leben bedrohen. Der schwache Säugling, der darauf angewiesen ist, daß liebevolle Hände ihn hegen und pflegen, ihm zur richtigen Zeit beförmliche Nahrung reichen und ihm ein warmes Nestlein bereiten, in dem er dem Leben entgegenträumen kann, er muß im Proletarierhaushalt manches entbehren, sei es, daß seine Mutter durch außerhäusliche Arbeit gezwungen ist, ihn zu vernachlässigen, sei es, daß ihr die Mittel fehlen, um die Bedürfnisse ihres Kindes richtig zu befriedigen. Manche Proletarierkinder tragen sogar schon bei ihrer Geburt Zeichen der Entbehrung in ihrem welken Gesichtchen, weil ihre Mütter während der schweren Zeit der Mutterschaft sich nicht kräftig genug nähren konnten oder gezwungen waren, um des Broterwerbes willen Arbeiten zu verrichten, die ihnen und ihren Kindern Schaden bringen mußten; auch die quälende Sorge, wie in einem oft schon überfüllten Haushalt Platz geschaffen werden könne und Brot für den neuen Sprößling,

auch dieser Mutterkummer prägt schon dem Ungeborenen seinen traurigen Stempel auf und beeinflusst sein Naturell. Muß der schwache Säugling dann schon im zartesten Alter Entbehrungen durchmachen, fehlt es ihm an passender Ernährung, an genügend Luft und Licht, an sorgsamer Körperpflege, an geeigneter Bekleidung, so serbelt er dahin und kann nicht erstarken. Nur durch Schreien und Wimmern können die armen Kleinen ihrer Unlust und ihrem Hunger nach Luft, Licht und Nahrung Ausdruck geben; oft verhallt ihr Schreien ungehört, oder dient nur dazu, eine arme Mutter mit Verzweiflung über ihre Notlage zu erfüllen, wenn sie die Bedürfnisse ihres Kindes nicht befriedigen kann.

Die Sterblichkeitsziffer der Säuglinge ist stets eine sehr hohe, ungewöhnlich, unheimlich groß ist sie aber hauptsächlich bei den Kindern des Proletariates, die vielfach nur aus Mangel am Notwendigsten dahinstarben. Das Wimmern dieser armen Unmündigen, die am Leben zu Grunde gehen, bevor sie nur sich ihres Daseins recht bewußt werden, dieses massenhafte Hinwelken lebensfähiger Menschenknospen bildet eine der lautesten Anklagen gegen unsere heutige Gesellschaftsordnung.

Eine Publikation des statistischen Amtes der Stadt Bremen vom Jahre 1911 behandelt die Sterblichkeit nach sozialen Klassen und kommt zu dem Resultat, daß im Durchschnitt der Jahre 1901—1910 in den beobachteten Quartieren die Säuglingssterblichkeit bei den Armen fünfmal größer war, als bei den Wohlhabenden; auf 1000 Säuglinge starben in diesen Jahren

bei den Wohlhabenden	48,
beim Mittelstand	90,
bei den Minderbemittelten	255.

Otto Rühle berichtet in seinem ergreifenden Buch „Das proletarische Kind“ von Erhebungen in anderen Großstädten, die zu ähnlichen Resultaten führten. Das sind grausame Rechenexempel, die nach Abwehr rufen, die Hilfe heischen für die armen Unmündigen, die sich selber nicht helfen können.

Aber auch wenn sie der Wiege entwachsen sind, entbehren die Proletariatskinder vielfach der notwendigen Pflege und Ernährung; zu dieser äußeren Not gesellt sich aber jetzt schon eine innere, eine geistige, der Mangel an Belehrung und Erziehung. Das Kind soll sprechen und gehen lernen, in eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit fällt damit für das junge Geschöpf die Periode intensivsten Lernens: die schwachen Glieder sollen lernen, sich selbst zu stützen und aufrecht zu halten, das Auge soll lernen, die tausenderlei Dinge der täglichen Umgebung in sich aufzunehmen und zu unterscheiden, das Ohr soll lernen die Namen und Benennungen dieser Dinge und soll der Zunge beim Nachlallen und Nachsprechen dieser Worte seine Beihilfe leisten. Dazu kommt noch die schmerzreiche Zeit des Zahnens, die den Kindern jemeilen so viel zu schaffen macht. Jede Mutter weiß, wie sehr gerade

in diesem Alter ihr Kind ihrer bedarf, wie notwendig es ist, in nimmermüder Liebe und Geduld ihm beizustehen und seine Schwäche zu stützen. Selten aber wird ein Proletarierfrau in der Lage sein, dieser Mutterpflicht nach Bedürfnis genügen zu können, denn ihre Zeit ist dazu meist zu kostbar; entweder muß sie auf irgend eine Art mitverdienen helfen, oder, wenn die Familie zu zahlreich ist, um ihr Zeit dafür zu lassen, gibt ihr die Hausarbeit nicht die nötige Muße. Daß diese Mütter sich ihren Kindern so wenig widmen können, bildet für die Kinder eine betrübliche Not, viel mehr noch leiden aber die Mütter selber unter diesem Mißstand, denn gerade während der vorschulpflichtigen Zeit wird sonst das Verhältnis zwischen Mutter und Kind zu einem besonders herzlichen und innigen.

In der frühen Jugend wird Knaben und Mädchen die gleiche Behandlung und die gleiche Erziehung zu teil, das ändert sich sofort, sobald die Schulpflicht beginnt. Bleibt in den untersten Klassen der Unterricht für Knaben und Mädchen ungefähr der gleiche, auch wo von der ersten Klasse an Geschlechtertrennung herrscht, so werden doch bald von den Schülerinnen Nebenleistungen gefordert, die den Schülern erspart bleiben; sticken und nähen müssen sie lernen, während ihre gleichaltrigen Kameraden sich in Spiel und Turnen tummeln dürfen. Damit beginnt nicht nur eine Verschiedenheit in der Erziehung, damit beginnt auch eine spezifisch weibliche Not, die allerdings in diesem Alter noch nicht als solche erkannt wird, wenn auch die Mädchen hier und da maulen und aufbegehren, wenn ihnen von Schule und Haus mehr aufgebürdet wird als ihren Kameraden und Brüdern. Daneben erwachsen nämlich den Mädchen in ihrer schulfreien Zeit schon früh häusliche Pflichten, für welche Knaben gewöhnlich nur dann herangezogen werden, wenn keine Mädchen entsprechenden Alters im Hause sind. Das Hüten jüngerer Geschwister, Geschirrabwaschen und Kartoffelschälen, Wischen und Reinigen der Fußböden, das sind Arbeiten, die sehr früh die Mädchen besorgen müssen; geht die Mutter auf Arbeit, so wird ihnen vielleicht auch schon die Zubereitung der schmalen Mahlzeiten oder das Aufwärmen des Vorgekochten übertragen. Auch das Einkaufen und Zutragen der notwendigen Eßwaren ist Sache der Mädchen; dabei werden sie, wenn kein Geld im Hause ist, vielfach schon in jungen Jahren in die Mißere des Schuldenmachens eingeweiht. Die in der Schule gelernte Kunst des Strickens muß zu Hause ebenfalls geübt werden an einem endlosen Strumpf. Solange diese Inanspruchnahme der Kinder in gehörigen Grenzen bleibt, solange sie keine Ueberanstrengung des jugendlichen Organismus bedeutet, kann wohl dagegen kein Einspruch erhoben werden, vorausgesetzt, daß für Erholung und Spiel noch genügend Zeit bleibt, denn es ist so natürlich, wenn eine überlastete Mutter ihre Kinder zu Hilfeleistungen heranzieht. Zudem liegt ein großer erzieherischer Moment in der Erziehung der Kinder zur Arbeit, zur Angewöhnung an Pflichten, doch darf es sich dabei nicht um ermüdende Arbeit und nicht um lastende

Pflichten handeln. Aber eine gerechte Arbeitsverteilung auf beide Geschlechter muß stattfinden, denn als ungerecht muß es bezeichnet werden, wenn Knaben ihre ganze Freizeit auf der Gasse vertollen, während ihre schwächeren Schwestern vor lauter Arbeit und Mühseligkeit nicht zum Aufatmen kommen.

Vor einem aber sollten wir sie hüten können, die Schulkinder, vor der Ausbeutung ihrer schwachen Kräfte durch Lohnarbeit, durch Heimarbeit. Wenn wir hören, daß es gerade die geringst bezahlten Arbeiten sind, mit denen Kinder beschäftigt werden, so gering bezahlt, weil just die „wohlfeile“ Kinderarbeit die Löhne auf das tiefste Niveau herabdrückt, wenn wir hören, daß Kinder oft bis in die Nacht hinein arbeiten müssen, um vielleicht 5 bis 10 Cts. per Stunde verdienen zu können oder noch weniger, dann müssen wir uns sagen, daß es Aufgabe des Staates ist, diese Kinderausbeutung abzuschaffen und zu verbieten, denn unbezahlbare Werte gehen dabei zu Grunde, Werte an Jugendkraft, Werte an Jugendglück.

Wenn wir von den Nöten unserer Proletarierjugend reden, so müssen wir vor allem auch der Entbehrungen und Schädigungen gedenken, die Wohnungsnot und schlechte Lebensverhältnisse für sie im Gefolge haben. Eingepfercht in die engen Gemache der Mietskasernen, wo Luft und Licht nur beschränkten Einlaß finden, wächst eine Generation heran, die, meist noch durch Unterernährung geschwächt, in ihrer ganzen Entwicklung gehemmt ist. Unterernährung ist der technische Ausdruck, den man für den körperlichen Zustand dieser Kinder gebraucht, damit drückt man aus, daß ihr Nahrungsbedürfnis konstant ungenügend gestillt wird, ungenügend sowohl quantitativ als auch qualitativ. Um von Unterernährung sprechen zu können, braucht man nicht der Tausende von armen Schulkindern zu gedenken, die in Fabrik- oder in Großstädten ohne Frühstück zur Schule gehen müssen; wir finden Unterernährung auch bei solchen Personen, die regelmäßig ihre Mahlzeiten innehalten, deren tägliche Nahrung jedoch nicht genügend Nährwerte enthält.

Eine natürliche Folge der Unterernährung ist die erhöhte Empfänglichkeit für Krankheiten aller Art und die verminderte Widerstandsfähigkeit gegen die Krankheitserrscheinungen; ein schlechtgenährter, schlechtgepflegter Körper bietet deshalb den Krankheitskeimen den aller günstigsten Nährboden. Es ist deshalb natürlich, daß die zahlreichen Kinderkrankheiten besonders in den Proletariervierteln verheerend wirken und die meisten Opfer fordern. Mangel an gehöriger Pflege dient gewöhnlich noch dazu, die Krankheiten zu verschlimmern und deren üble Folgen zu vergrößern; so finden wir, daß eine der gefährlichsten Kinderkrankheiten, der Scharlach, besonders bei armen Kindern häufig böse Folgekrankheiten nach sich zieht.

Es ist schon längst statistisch erwiesen, daß die gutgenährten Kinder des Mittelstandes und der Wohlhabenden sowohl an Körperlänge, als an Gewicht die Kinder der Armen beträchtlich überflügeln,

fast um ein Jahreswachstum, wie zahlreiche Messungen ergeben haben. Neben der Unterernährung ist es besonders die Wohnungsnot, die auf die Entwicklung der Kinder hemmend wirkt und ihre Gesundheit schädigt. In den engen, dumpfen Räumen der Mietskasernen können keine gesunden, starken und geistig regen Menschen heranwachsen, wir finden deshalb dort verhältnismäßig vielmehr körperliche und geistige Krüppel als in gesünderen Lebensverhältnissen. Das alles konstatiert die Statistik und gibt uns grausam genaue Zahlen dafür an. All das Weh und Ach zu schildern, das diese armen Krüppel und Simpel in ihrem traurigen Leben durchzumachen haben, dafür fehlen uns aber Zahlen und Worte.

Die Mietskasernen, in denen in Fabrik- und Großstädten die Proletarier haufen, tragen den Bedürfnissen der Kinder keinerlei Rechnung; außer den zahlreichen engen Wohnungen, die meist über- und überfüllt sind, bieten sie keinen Raum, den die Kinder als Spielplatz benützen könnten, alles ist aufs äußerste ausgenützt bis unter's Dach. Ueberall sind deshalb die Kinder im Weg und es bleibt ihnen für Spiel und Erholung nur die Flucht auf die Straße. Da sollten wir nun denken, daß im Hinblick auf die Dichtigkeit der Bevölkerung und auf die große Schar der Kinder die Straßen der Arbeiterviertel recht licht und weit und schön gebaut werden, daß zahlreiche Spielplätze und öffentliche Anlagen sich dort finden, wir wissen leider alle, daß dem nicht so ist, daß gerade das Gegenteil der Fall ist.

Wie wird die Schule den Proletarierkindern gerecht, die während der Zeit ihrer Schulpflicht ihr anvertraut sind? Es würde zu weit führen, diese wichtige Frage hier eingehend beantworten zu wollen; nur soviel sei gesagt, der Massenbetrieb, den wir Volksschule nennen, bietet seinen Schülern nicht das, was er ihnen schuldig ist, eine gute Vorbildung für ihr künftiges Leben. Bei den überfüllten Klassen ist es dem Lehrer unmöglich, seinen Unterricht den Bedürfnissen aller anzupassen, er muß mit der Auffassungsgabe der Mehrzahl, der Mittelmäßigen, rechnen, dabei kommen die anderen, Fähige und Minderbegabte, naturgemäß zu kurz. Das vorgesteckte Lehrziel nimmt auf das spätere Leben der Kinder zu wenig Rücksicht, viel zu viel Abstraktes lehrt die Schule und zu wenig praktische Kenntnisse.

Mit Vollendung der Schulpflicht muß die Mehrzahl der Kinder die Volksschule verlassen, um rasch einen Lohnverdienst zu suchen oder um einen Beruf zu erlernen. Von den Mädchen wird meistens gefordert, daß sie baldmöglichst etwas verdienen, um an die Haushaltungskosten das ihrige beizutragen, es wird deshalb bei ihnen weniger Rücksicht genommen auf eine gute Berufsbildung als bei den Knaben, denen viel eher eine Berufslehre ermöglicht wird. Die verbreitetsten Frauenberufe, Damenschneiderei, Putzmacherei und Glättereier, erfordern eine ein- bis zweijährige Lehrzeit, während welcher nichts oder nur sehr wenig verdient wird; der Verkäuferinnenberuf stellt Ansprüche an Sprachkenntnisse, die den Volksschülerinnen abgehen, und verlangt auch

einen gewissen Aufwand an Kleidung, dem die Bezahlung in den ersten Jahren absolut nicht entspricht; die Proletarierinnen müssen deshalb meist der ungelernten Arbeit sich zuwenden, welche die höchsten Anfangslöhne bezahlt. In weitgehendem Maße kommt die Industrie diesen jugendlichen Arbeitskräften entgegen durch großes Arbeitsangebot, sie bietet Raum für eine Riesenschar ungelernter Arbeiterinnen. Für häusliche Dienste in fremdem Haushalt ist das aus der Schule austretende Mädchen meist noch zu jung. Es mag dies mit ein Grund sein, daß der Dienstbotenberuf so selten von Proletarierkindern gewählt wird, der Hauptgrund liegt aber jedenfalls tiefer. Jetzt, wo fast für alle Kategorien von Arbeitern die Arbeitszeit beschränkt wird, sei es durch Schutzgesetze, sei es durch Tarifverträge, bietet ein Beruf mit unbeschränkter Arbeitszeit nur wenig Reiz. Zudem lastet auf dem Dienstbotenberuf das Odium gänzlicher und ständiger Abhängigkeit viel mehr, als auf jedem anderen.

So sehen wir denn die jungen Proletarierinnen meist in ungelerner Arbeit stehen, in einer Arbeit, zu der sie gar keine Beziehung haben, die sie ausführen, so gut oder so schlecht es eben geht, die sie verlassen, sobald sie glauben, anderswo und anderswie mehr verdienen zu können. Haben sie die Wahl zwischen zwei gleichbezahlten Arbeiten, werden sie natürlich die sauberere wählen, weil sie gerne proper aussehen; sonst ist allein der größere Verdienst ausschlaggebend; denn Interesse für ihre Arbeit haben sie keines, können sie keines haben, weil es sich gewöhnlich um irgend eine Teilarbeit handelt, die sie ausführen, und nicht um Dinge, die sie ganz anfertigen, die sie anfangen und vollenden können, die ihr eigenes Produkt sind.

Gerade in diesem Alter, das für ihren Körper eine Entwicklungsperiode von großer Bedeutung bildet, sollten die Mädchen vor Gesundheitschädigung und vor Ueberanstrengung bewahrt bleiben und gute kräftige Kost genießen. Dieser Anforderung entspricht das Leben der jugendlichen Arbeiterin aber keineswegs. Ist auch die Arbeit, die zu verrichten ist, vielfach keine anstrengende zu nennen, so bedeutet deren Ausführung dennoch eine Ueberanstrengung des jugendlichen Organismus durch die allzu lange Dauer der Arbeitszeit. Zehn oder elf Stunden schaffen zu müssen Tag für Tag in Werkstatt oder Fabrik, das ist eine große Leistung; auch wenn es sich nicht um schwere Arbeit handelt, bildet eine solch stete Inanspruchnahme für jugendliche, unterernährte und schwache Körper eine bedeutende Schädigung. Handelt es sich dabei um Verrichtungen, die dauerndes Verweilen in der gleichen Körperlage verlangen, so wird der verderbliche Einfluß auf die Konstitution der Arbeitenden noch bedeutend verstärkt; so bildet bei der einen Arbeit konstantes Stehen oder Hin- und Hergehen eine Gesundheitsgefährdung durch starke Ermüdung, bei einer anderen ist es das ständige Sitzen, meist in vorgebückter Stellung, das den Organismus schädigt. Wir sind leicht geneigt, die Arbeitsleistungen unserer

Jugendlichen allzu gering einzuschätzen, weil wir unwillkürlich uns angewöhnen, sie nach dem dafür bezahlten kleinen Lohn zu werten.

Der junge Arbeiter greift viel eher zur Notwehr gegen den Ruin seiner Kräfte, als die Arbeiterin; durch kräftige Zwischenmahlzeiten ergänzt er die mangelhaft häusliche Kost, sobald sein Lohn es ihm einigermaßen erlaubt, und seine Freizeit verwendet er ausschließlich für sich selbst, für seine Erholung. Die jugendliche Arbeiterin findet aber zu Hause immer noch Pflichten, die ihre beschränkte Freizeit verkürzen. Sofern sie bei den Eltern lebt, muß sie nach Kräften mithelfen bei den häuslichen Arbeiten, steht sie allein, so bleibt ihr für sich selbst genug zu tun mit Stricken und Nähen und mit der Besorgung ihrer Kammer; stets hat sie notwendige Berrichtungen zu besorgen und kommt nicht dazu, an ihre Fortbildung oder gar an Erholung zu denken. Ihr kleiner Lohn erlaubt es ihr auch nicht, ihre Kost zu verbessern und durch Extraleistungen sich zu kräftigen. Wir finden deshalb unter den jungen Proletarierinnen nur selten gesunde starke Naturen, müde und blasse Gesichter und schmale Schultern dagegen sind bei ihnen umso häufiger anzutreffen.

Die meisten Mädchen wehren sich gar nicht gegen die Tretmühle, in die sie gezwungen werden, sie tragen mehr oder minder geduldig die Arbeitslast, die ihnen aufgebürdet wird, die Last, die auch ihre Mütter getragen oder noch tragen. Wer will es ihnen verargen, wenn dann bei Gelegenheit, bei Sonntagsvergnügen oder im Trubel des Jahrmarkts, bei Volksfesten oder im Taumel des Karnevals ihre verkümmerte und zurückgedrängte Jugendlust brausend überschäumt? Wer kann sich wundern, wenn ihre seltenen Freuden und Vergnügen laute und geräuschvolle sind? Ihre Arbeit gewöhnt sie meist daran, sich untereinander mit Schreien zu verständigen, weil das leise gesprochene Wort untergeht im Lärm und Geräusch der Arbeitsräume; so kommt es, daß auch ihre Freude in lauten Tönen sich kundgibt, für stille Freuden hat die Maschine, hat ihre Arbeit sie unempfindlich gemacht.

M. T. Schaffner.

(Schluß folgt.)

Sinn für Realität.

Unsere Zeit ist stolz auf ihren Sinn für Realität. Sie glaubt, ihre Errungenschaften ihrem gesunden, starken Realismus zu verdanken. Haben sich nicht der Aufschwung der Technik, die Eroberung der Natur und die Beherrschung der Welt im Zeichen des Realismus vollzogen? Wie der einzelne Staat ist die moderne Menschheit durch Realpolitik groß und stark geworden.